



Leseprobe aus Winkler, Poetologie zur Sozialpädagogik, ISBN 978-3-7799-6533-6

© 2022 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6533-6](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6533-6)

# Inhalt

Hinweis der Reihenherausgeber	5
Lesehinweis des Autors	5
Vorwort der Reihenherausgeber	7
Einleitung	11
<b>Teil I</b>	
<b>Mögliche Grundlagen</b>	19
Erkenntnis durch Literatur	20
Kognitive Rezeptionen der Poesie	39
Konkurrenz zur empirischen Forschung?	51
Warum es sich lohnt, fiktionale Literatur zu lesen	71
Warum wir fiktionale Texte sogar notwendig lesen müssen	87
Ein Brückenpfeiler für die Hermeneutik – Theorie zwischen Poesie und Wissenschaft	113
Eher technische Überlegungen zur literarischen Interpretation von Sozialpädagogik	122
<b>Teil II</b>	
<b>Mögliche Fallbeispiele</b>	143
Der Zufall einer Auswahl	144
Notwendige Texte – oder auch Klassiker	150
Platons Höhlengleichnis – oder auch: Die politischen Grenzen der Pädagogik	150
Jean-Jacques Rousseau: Emile – oder auch: Ein grausames Experiment wird Weltliteratur	158
Johann Wolfgang von Goethe: Auf Kinder hören	164
Jean Paul: Levana – kleine Göttin im Einsatz	172

Heinrich von Kleist: Allerneuester Erziehungsplan – oder: Kann Kausalität irren?	178
Anton Semjonowitsch Makarenko: Pädagogisches Poem oder die Prozessstruktur der Pädagogik	183
Karl Wilker: Der Lindenhof oder die Öffnung der Anstalt	187
Janusz Korczak und die Liebe zu den Kindern	192
Mezzanin	199
Astrid Lindgren: Leben in der Krachmacherstraße	199
Jean Genet: Das Böse im Heim	203
Peter Handke: Bildungsgeschichte eines Fußballfans	207
Ian McEwan: Kindeswohl oder die Nöte einer Richterin	211
Wolfgang Herrndorf: Tschick – oder: Die bemerkenswerten Qualitäten eines Lada	213
Die ganz Fremden	217
Bertolt Brecht	223
Arthur Schnitzler	229
Georges Simenon: Maigret	237
Robert Seethaler: Ein ganzes Leben	243
Sehr kurzer Nachtrag	247
Utopien	250
Zum Schluss: Selbst Geschichten erfinden	258
Gianni Rodari	260
Nachwort	263
Literatur	264

## Erkenntnis durch Literatur

Die Frage nach einer Bedeutung oder gar einem Erkenntnisgewinn fiktionaler und poetischer Literatur für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Gegenstand oder gar für die Schulung des professionellen Denkens und Handelns wird mit schöner Regelmäßigkeit neu aufgeworfen. Als selbst schon fast klassisch kann Adornos Statement erinnert werden, das er im Interview mit der Zeitschrift *Spiegel* gab, nachdem seine Vorlesung durch Proteste gestört wurde und er sie aufgeben hatte: „Ich bin ein theoretischer Mensch, der das theoretische Denken als außerordentlich nah an seinen künstlerischen Intentionen empfindet. Ich habe mich nicht erst neuerdings von der Praxis abgewandt, mein Denken stand seit jeher in einem sehr indirekten Verhältnis zu Praxis“ (Adorno 1998a, S. 403). Seinem zweiten Satz wenigstens wird nicht jede folgen wollen, obwohl ich ihn hier durchaus ernsthaft zu bedenken gebe: Die Verbindung von Wissenschaft und Poesie verstärkt möglicherweise die Distanz gegenüber dem Tun – und vielleicht sollte es sogar genau darum gehen, weil sie der Blick auf dieses geschärft und die Haltung ihr gegenüber kritischer werden könnte. Immerhin hat jedenfalls Joseph Vogel sogar einen eigenen Ausdruck geprägt, er spricht von Poetologien des Wissens (Vogl 1999). Die Berührungspunkte zwischen beiden Sphären, zwischen Wissenschaft und Literatur sind allerdings wohl unterschiedlich weit verbreitet: Siri Hustvedt, verheiratet mit Paul Auster, führt inzwischen in New York Ärzte in die narrative Psychologie ein, nicht wenige Psychiater folgen Leo Navratil; sie schätzen die Kooperation zwischen Kunst und Medizin, sowohl in diagnostischer wie in therapeutischer Hinsicht. Ohnedies fällt auf, dass und wie jene häufiger in der – dann doch nicht immer – schönen Literatur begegnen, die sich intensiver mit dem menschlichen Seelenleben befassen: Frank Tallis, ein klinischer Psychologe, spezialisiert auf Zwangsstörungen, schreibt Horrormane und wurde für seine Kriminalromane ausgezeichnet, die in Wien zu Anfang des 20. Jahrhunderts spielen; Verfilmungen unter dem anspielungsreichen Titel *Vienna Blood* haben es sogar ins Deutsche Fernsehen geschafft. Irvin David Yalom wandert zwischen Psychoanalyse, Psychiatrie und Philosophie, aus der Grenzüberschreitung entstehen bei ihm Romane, die Weltgeltung haben. Endlich: Um die Jahreswende 2020/21 hat die Bundeszentrale für Politische Bildung in ganz Deutschland mehrere Online-Paneldiskussionen initiiert, die unter der Überschrift *Vom Unbehagen in der Fiktion* Fragen nachgingen, die einigen von mir

erwähnten Autoren galten: *Was hat Didier Eribon mit Margarete Stokowski zu tun? Oder Annie Ernaux mit Saša Stanišić? Dem Phänomen hinter dieser Frage widmeten sich fünf unterschiedlich besetzte Panels. Es ging um Fakt und Fiktion in Literatur und Gesellschaft, um Wahrheitsbegriffe, Aneignungs- und Beglaubigungsstrategien.* Der Teaser führte weiter:

„Bei allen Unterschieden haben ihre Bücher eins gemeinsam: Sie entziehen sich den gängigen Schablonen, sind weder nur Fiction noch klassische Non-Fiction. Ob Autofiktion, Memoiren oder Personal Essay – viele der meist beachteten Texte sind momentan (semi-)dokumentarischer Natur. ‚Es wirkt so‘, schreibt Angela Steidele, ‚als habe die Literatur das Erzählen aufgegeben, weil sich alle anderen seiner bedienen. Wer will noch fabulieren, wenn er sich mit dem amerikanischen Noch-Präsidenten, dem deutschen Verkehrsminister, Impfgegnern oder Firmenchefs deutscher Automobilkonzerne gemein macht?‘ Und ganz offenbar bevorzugen viele Leser/-innen gegenwärtig Geschichten, die durch persönliches Erleben beglaubigt scheinen – Geschichten, in denen das Medium der Selbsterkundung oft auch eines der Beschreibung von Gesellschaft ist. ‚Vom Unbehagen in der Fiktion‘ war eine Veranstaltungsreihe des Netzwerks der Literaturhäuser in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb. Eine Woche lang diskutierten in fünf Städten Autor/-innen, Kritiker/-innen, Wissenschaftler/-innen u. a. darüber, was dieser Boom autobiografischen, autofiktionalen und dokumentarischen Erzählens mitsamt all seinen Fallstricken bedeutet. Inwiefern verändert er das Verhältnis von Literatur und Politik?“ (bpb 2021).

Deutlich ist: Das Thema meines Buches genießt Aktualität. Ob die Frage nach dem Erkenntnisgewinn durch Narrationen jemals befriedigend beantwortet werden kann, sei dennoch dahingestellt; zu groß sind die Zweifel auf beiden Seiten gegenüber einer Vermischung der Genres, zumindest in den akademisch dominant gewordenen Sprachkulturen. Die Sorge ist groß, dass eine weitere „no truth“-Theorie sich ausbreiten könnte, verbunden mit einer, wie Gregory Currie das in seiner Rezension zu „Truth, Fiction, and Literatur. A Philosophical Perspective, by Peter Lamarque and Stein Haugom Olsen“ so schön festhält, „another dreary round of truth-bashing from the friends of deconstruction“ (Currie o. J.). Ganz abgesehen von den Zweifeln, die historisch dominant gemacht wurden, nämlich durch die Shoah. Man darf sich nichts vormachen, es muss hier schon gesagt werden: Durch die Shoah ist die jüdische Denk- und Erzählkultur fast verloren gegangen, in der Erkenntnis und Erzählung eng verbunden sind (vgl. Michael Maar: *Die Schlange im Wolfspelz* 2020). Amoz Oz hat in einem seiner letzten Bücher, der bitterbösen Abrechnung mit

Fanatikern – notabene: wie so häufig bei ihm mit Blick selbst auf Fanatiker im jüdischen Lager – an diese Grundlage eines liberalen und ironischen Denkens erinnert, mit dem wichtigen Hinweis darauf, wie eng Literatur und Tratsch miteinander verwandt sind, allzumal bei neugierigen Menschen (Oz 2020, S. 41 f.); und dabei durch Humor allen Fanatismus mäßigen. Darin klingt allerdings eine Relativierung des harten Objektivismus an; als Wiener notiert man liebevoll und dankbar das Grundprinzip der Schlamperei. Wissenschaft klagt dagegen das Fehlen methodischer Kontrolle an und oft genug Mängel an sprachlicher Präzision. Sie vergisst dabei allerdings, dass und wie sie selbst am Ende aller Forschung ihre eigenen Einsichten in den Alltagsjargon übersetzen muss. Heute mehr denn je, weil der esoterische Charakter von Wissenschaft in einer Gemengelage verloren gegangen ist, die durch Forderungen der Öffentlichkeit, der Medien und der Politik bestimmt ist. Die medialen Darstellungen überbieten sich längst in der Dramatik der Sprache, die das von Matthias Koeppel zu Beginn der siebziger Jahre erfundene *Starckdeutsch* übertrifft: Selbst bei der Schilderung des Urlaubsreiseverkehrs und der diesen auszeichnenden Staus reicht schon nicht mehr die Steigerung mit *mega*. Meist muss es ein Chaos sein. Noch die brav gereihten und im Abstand der Beteiligten geordneten Schlangen vor Supermärkten werden so getadelt. Stets werden schlimmste Schäden befürchtet – so etwa für die Kinder in der Corona-Phase; der Blick auf das Elend in anderen Ländern und Kulturen fehlt gänzlich. Exaltierte Sprache schreit sich allerorten aus, vielleicht als Reaktion auf die ganze Langeweile, die sich in einer am Ende ziemlich geordneten und geregelten Welt breitmacht. Und damit den Konsum stört, weil nicht anheizt.

Zugleich wird Expertise eingefordert, möglichst ebenfalls aufregend, und von irgendwelchen Weisen oder thematisch befassten Beiräten bereitwillig geliefert (wie die an Pizza-Dienste erinnernde Wortwahl lautet). Nun dürfen Expertinnen aber gar nicht aufschreien, wie sie es gerne möchten. So findet selten den Weg in den Alltag, was sie feierlich in einer Kladde und vor eifrigen Fotografen der Kanzlerin überreichen. Selbst die unaufgefordert erstellten Vorschläge etwa zur Auseinandersetzung mit einer Krisensituation bleiben ein wenig außerhalb von den Erregungszentren der digital zugänglichen Foren; wer in der Corona-Krise (die wahrscheinlich keine war, denn um Entscheidungen für die Folgezeit ging es nicht) die Empfehlungen der Leopoldina lesen wollte, musste angestrengt recherchieren. Und begnügte sich mit einer Kurzfassung auf dem Bildschirm.

Die poetische Literatur und ihre Vertreter sind sich ihrerseits nicht so einig, ob ihre Werke überhaupt mit dem Anspruch aufgenommen werden sollen, Auskunft über etwas zu geben, was als Phänomen der Wirklichkeit erkannt

sein soll. Literatur erhebt schließlich den Anspruch, sich selbst sowie dem Glück an der für sich bestehenden Darstellung genügen zu wollen. Sie verweist zudem auf die Aura des künstlerischen Werks, die durch profane Interpretation auf das Reale hin beschädigt wird – ganz abgesehen von der absichtsvoll inszenierten Vieldeutigkeit des Erzählten und nicht zuletzt des Verschwiegenen. Die Andeutung, das Spiel mit Incentives für die Vorstellungskraft der Leserinnen gehören schließlich zu den zentralen Leistungen der Literatur, mit der sie sich von anderen Genres der Weltpräsentation unterscheidet. Zwischen Erotik in der flüchtig hingeworfenen Szene, die möglicherweise nur subjektiv sehnsüchtig ergänzt wird, und der abgeschmackt oder dick aufgetragenen Pornografie trennen dann Tüll und Schatten, fünfzig vielleicht, angeblich in Grautönen.

Jedenfalls kann man fast von einem Dezenniums-Rhythmus ausgehen, mit dem das Thema Wissenschaft und Literatur sich stellt, zumindest in der Moderne. In früheren Zeiten fiel es ohnehin schwerer, die Grenzen scharf zu ziehen. Für die ganz alten Gesellschaften sehen Anthropologen den Anfang des Humanen ohnedies dort, wo sich Gestalten des bis heute gültigen Zuschnitts treffen, erstens um zu singen und zu tanzen, dann, um Geschichten über die eigene Herkunft und die eigene Zukunft zu erzählen; das Leben der Menschen beginnt mit Geschichten und in Geschichten, Transzendenz spielt immer eine Rolle, Kräfte, die alle übersteigen. Humanität ist erzählt – in kleinen und großen Erzählungen, denen vor ein paar Jahrzehnten der französische Philosoph Jean-François Lyotard das Ende voraussagt. Was sich selbst wiederum als nette Erzählung erwiesen hat. Wir kommen aus der Nummer nicht heraus.

In der Antike entwarfen die großen Erzählungen Mythen der Konstitution einer ganzen Welt. Ihre Herkunft und der Weg zu dieser werden fiktional dargestellt, später geschieht dies in den für Religionen maßgebenden Werken, allzumal, seit sich monotheistische Vorstellungen durchgesetzt haben. Die kleineren Hausgötter waren hingegen ständig präsent, sozusagen pantheistisch in der Umwelt, je nach kulturellem Raum in Bäumen und Tieren oder wenigstens im Herdfeuer. Hinzu kommt, dass vornehmlich oral kommunizierende Kulturen unvermeidlich offen für das blieben, was heute etwas hochtrabend Interpenetration genannt wird. Als der klassische Fall kann das Gerücht genannt werden (vgl. Kapferer 1996). Es gilt nicht umsonst als ältestes Kommunikationsmedium, meistens gar nicht so unzuverlässig und irritierend schnell verbreitet, dennoch kaum frei von Vermischung zwischen Wahrheit und Ausschmückung; einer Mischung, notwendig, um moralische Konsequenzen zumindest zu plausibilisieren. Was von der Kanzel gedonnert wurde, war meist theologisch geprüft, demnach objektive Wahrheit. Sie sollte von den Ange-

sprochenen rasch mit bestimmten Verhaltensweisen verbunden werden. In Demut möglichst. Freilich: So sehr unterscheiden sich die Grundmuster nicht, die als moralisierende Pädagogik bezeichnet werden können, heute wird der Appell gerne mit wissenschaftlicher Erkenntnis verbrämt, sozusagen Moral im Schlafmantel. Immerhin waren früher die Mnemotechniken besser ausgebildet und damit praktisch wirksam, weil schlicht bedeutsame Sachverhalte und Termine einigermaßen zuverlässig mitgeteilt und rezipiert werden müssen. Wer in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts in einem bayerischen Dorf aufgewachsen ist – oder, um vom Ressentiment bestimmte Missverständnisse gleich vorab auszuräumen, in anderen ländlichen Regionen, gleich ob in Niedersachsen oder Schleswig-Holstein –, konnte noch erleben, wie der etwas schmutzdelige und dem Alkohol verfallene Gemeindediener mit einer Glocke an der nächstbesten Kreuzung stand und laut verkündete, wann die Besamungstermine für die Kühe vorgesehen waren oder der Schmied ins Dorf kam. Die Modernisierung hat den alten Verkünder verschwinden lassen. Dabei ging es zuletzt schon weniger um die Pferde, wohl aber darum, die rostbedingten Brüche am Fahrwerk des Traktors reparieren zu lassen.

Heinz Schlaffer sieht dennoch die Trennung von Poesie und Wissen schon in der Antike (Schlaffer 1990). Einerseits gibt ihm recht, dass Aristoteles eine eigene Beobachtung des Erzählens und eine Theorie über diese vorlegt, mithin die Differenz der Poesie ausspricht. Andererseits will man ihm so recht nicht folgen, weil vermutlich der Zusammenhang von Geschichte und Geschichten, das lange Fehlen eines Verständnisses menschlicher Historizität und das Überleben der Geschichten eng zusammenhängen und hängen. Wo die *lonque durée* nicht ersichtlich ist, spielen die an Zyklen gebundenen Erzählungen sowie die des Alltags eine wichtige Rolle.

Einiges spricht jedoch dafür, dass – wenn man überhaupt so platt pauschal reden darf – mit der Neuzeit, vor allem mit der europäischen Aufklärung mehrere Entwicklungen unterschiedlicher Dauer aufeinandertreffen, die für das Problem relevant werden. Entscheidend scheint wohl wieder einmal die Epochenchwelle um 1800, dieser kurze Zeitraum, in welchem alles gleichzeitig passiert: Der Aufstieg des Bürgertums mündet in eine Revolution, die gleich doppelt übel ausgeht; einmal fallen ziemlich viel Köpfe, zum anderen wird sofort klar, dass die großen Versprechen für das neue Zeitalter vermutlich nicht ganz eingelöst werden; dem Blut des alten Adels fließt das der elenden Arbeiter hinterher, wie Schiller, Schleiermacher oder später Marx und Engels festhalten. Nur kurz war eine Öffentlichkeit gegeben, die wenig spezialisiert diskutierte, vielleicht weil man unter dem alten Regime auf der Flucht vor der Zensur war. Im Hinterzimmer der Cafés und Teestuben behauptete man vorsichtshalber

als Lyrik, was moderne Erkenntnis war. So jedenfalls die Autoren der *Enzyklopädie* des Diderot und des d’Alembert. Jedenfalls spreizt sich schnell ein harter Bruch zwischen der an objektiver Wahrheit interessierten, wissenschaftlichen Literatur und der poetischen Erzählung sowie der witzigen Anmerkung. Ein tiefer Graben reißt zwischen diesen Formen des Schreibens und Redens auf; in diesen fallen rhetorische Dimensionen der Kommunikation. Die Sphären trennen sich, wenn sie nicht sogar absichtsvoll auseinandergetrieben werden; Interessengruppen und solche von Verteidigern der vorgeblich Betroffenen bilden sich schließlich immer schnell.

Was lässt diesen Bruch entstehen? Zum einen wird die poetische Literatur insofern schon geraume Zeit zum Problem, weil mit der langsamen und weiterhin mühsam voranschreitenden Literalisierung der Menschen ein Gewissheitsproblem auftaucht. Lesen und Schreiben waren und sind in der Tat die Kulturtechniken schlechthin. Sie haben keine Naturgrundlage im menschlichen Leben. Man muss sie lernen und sie sich als die menschliche Kunst schlechthin aneignen, die aber zugleich als Brutstätte aller Individualität gilt. Zwar bleibt kollektives und lautes Lesen lange verbreitet, in den Berliner Salons des 19. Jahrhunderts vergnügte man sich damit, die neuesten Nachrichten vorzutragen, die von professionellen Korrespondenten etwa aus der französischen Hauptstadt geschrieben wurden; sozusagen Frühformen von Presseagenturen, die mit den Berichten über die Revolution und ihre Weiterungen das Publikum erfreuten oder verschreckten. Viele fanden die Ereignisse in politischer Bewertung durchaus hoffnungsgebend, die blutigen Massaker nicht bloß am Adel hingegen so abstoßend, dass mehr Sympathie für den evolutionären Gang entstand. Die vorgelesenen Korrespondentenberichte gehören in den Kontext der Entstehung von Öffentlichkeit. Aber: Daneben eröffnet das Lesen einen hochgradig individuellen Zugang zum Buch. Es entsteht eine Intimität, die Züge des unerreicht Erotischen und des Rückzugs aus der Welt hat – was dazu führt, insbesondere die weiblichen Dienstboten als gefährdet anzusehen, wenn sie sich der Literatur hingeben. Über lange Zeit verwarf man deshalb das Buch oder Heft als Ablenkung von der Arbeit und als Verführung zu unbotmäßigen Träumen. Lesen wurde als gefährlich mindestens für die Weibersleut angesehen und mit einer Vehemenz verfolgt, wie sie keinem Smartphone je widerfahren ist. Das größere Problem aber bestand darin zu kontrollieren, ob und wie weit das individuell Gelesene denn wirklich verstanden wurde und sich dem kollektiven oder gewünschten Deutungssinn fügte. Schon die einsame Bibellektüre konnte zur Einbruchsstelle von vorgeblichen Missverständnissen werden. So richtig hat sich dieses Problem nie ausrotten lassen, die pädagogisch gemeinte Aufforderung an

den Nachwuchs findet hier wohl ihren Ursprung, doch zu erzählen, was dieser gelesen habe.

Als eine zweite Entwicklung lässt sich festhalten, dass poetische Literatur mit der Neuzeit den Rang der moralischen Aufmunterung oder wenigstens der Erörterung und Erbauung erhält. Selbstverständlich besteht hier eine längere Tradition. Sie ist eng mit dem Theater verbunden, das moralische Anstalt blieb oder gar das Lehrstück liefern sollte. Von Lessing bis Brecht zieht sich da eine Linie. So richtig gebrochen wird das wohl erst mit experimentellen Formen, etwa mit Beckett. Jenseits aber der dramaturgisch präsentierten Texte bewegt sich Literatur immer wieder zwischen Unterhaltung und der Erörterung grundsätzlicher Probleme, vor allem solcher, die dann in der Praktischen Philosophie ressortiert werden. Klassisch könnte man hier auf Montaignes *Essais* verweisen, die in ihrer Gattungsform kaum klar zu definieren sind, aber auch Pascals *Pensées*, die bis heute als bedenkenswert gelesen werden können, manchmal einfach so nebenbei, im Reclam-Heftchen in der U-Bahn. Wobei dies nicht verschwiegen sein darf und mehrfach wiederholt wird: Ich habe immer eines mit, weil man irgendwo und irgendwann mal wieder warten muss. Entscheidend scheint nur, dass man sich von den Traumata löst, die diese Bändchen in der Schulzeit hinterlassen haben. Heute beugen Schulbehörden und Ministerien ohnedies aller Leselust vor, indem sie durch die Kompetenzorientierung der Lehrpläne selbst die inzwischen farbig gewordenen Bändchen haben überflüssig werden lassen.

Tatsächlich beginnt dann ebenfalls mit der Neuzeit, der Moderne allzumal, eine Emanzipation der philosophischen Erörterung als Szientifizierung des Moralischen. Der populäre Traktat mutiert zur Praktischen Philosophie, welche die Praktische Vernunft untersucht und diese in logisch korrekte Erörterungen übersetzt. Sie wird begleitet von einer pädagogisch-didaktischen Aufbereitung moralischer Regeln, vielleicht sogar durch diese erst ermöglicht: Das beginnt bei den vorrangig an die Landbevölkerung gerichteten Kalendersprüchen, die zwischen erzählender Überlegung, oftmals einer dem Alltag entnommenen Fallbeschreibung und einer klaren normativen Empfehlung schwanken, beide so verbindet, dass sie in unmittelbarer Plausibilität in den Denk- und Wortschatz der Bevölkerung eingebunden werden können. Geschichten, die das Leben so schreibt, werden nun zu Maßregeln, oft in der Gestalt einer Anweisung aus dem Fundus der Lebenstechniken. Woran das erinnert? An die Ratgeberliteratur, die heute mehr denn je um sich greift.

Endlich: Der Erfolg der Literatur geht einher damit, dass Texte entstehen und verbreitet werden, die mit der Lust zu tun haben. Sie begünstigen oder anfeuern. Man könnte sagen: Je mehr moralische Traktate unters Volk ge-

bracht werden, umso nötiger sind diese, weil Luzifer in erotischer oder pornographischer Gestalt sich umtreibt. Deftig waren die Volkserzählungen immer schon, für die den Kindern erzählten Märchen mussten sie erst sorgsam versittlicht werden (Fetscher 1976). Hinzu kamen die Grenzgänger: Casanova etwa. Vor allem de Sade. Man kann viele seiner Werke als Schmähschriften lesen, allzumal gegen die Kirche. Man kann sie ebenso lesen als Studien zu einer entfesselten Freiheit, wie sie in der Moderne sich durchsetzt. Als Machtanalytik, die den Gebrauch der Lüste als Selbsttechnik behandelt – gegen die Empfehlung der Gleichheit und Brüderlichkeit.

Die dritte Entwicklung geht erstaunlicherweise ebenfalls mit der Aufklärung einher. Sie irritiert, weil sie im Widerspruch zu Tendenzen steht, die an ihrem Anfang, in der Frühaufklärung, standen und zunächst in der Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit zu beobachten sind. Hinzu kommt das schwierige Verhältnis zum Mittelalter, das über lange Zeit als dunkel, roh und barbarisch verworfen wurde, stets in den Schatten der Antike gestellt wurde, die als vorbildlich, ideal und rational galt; alltagspragmatisch mag das sogar seinen Sinn gehabt haben, da die Verkehrswege des römischen Reichs (zum Teil in der Streckenführung bis heute) überdauerten, ganz im Unterschied zu den schwierigen Pfaden, die dort die Fortbewegung erschwerten, wo etwa die – nach Tacitus und Cicero – grausamen Germanen herrschten. Nun in der Aufklärung wird das Mittelalter entdeckt. Man begreift, dass und wie beides, die Institutionen und rechtlichen Regelungen sowie die Partikularisierung und sozial konstitutiven Ehrvorstellungen in diesen vorgeblich so gruseligen Zeiten entstanden sind; so entsteht eine Aufmerksamkeit, die etwa bei Herder mit einem freilich gebrochenen Verständnis für die Vielfalt von Kulturen und Sprachen einhergeht, die als Ganzes dann Humanität erst auszeichnet (vgl. Raedts 2016, Wickham 2020). In der Frühromantik wird dies aufgegriffen und zu einer eigenen literarischen Gattung promoviert, den Gothic Novels, die mittelalterliche Figuren zum Leben bringen – als Kontrastprogramm zu den Ansprüchen der Aufklärung, die schließlich selbst alltagspragmatisch kaum eingelöst werden (können). Jane Austin setzt sich damit in *Northanger Abbey* auseinander.

Aufklärung ist ja selbst mehrdeutig. Dunkle Seiten, Aberglauben sind weit verbreitet, der Glaube an die Alchemie kommt zu einem Höhepunkt (vgl. Fleming 2013). Die Vieldeutigkeit der Menschheit wird entdeckt und in einem Begriff der Humanität verbunden, der weltumfassend sein könnte: Menschheit, das sind wir alle! Herders historisches und die ganze Spezies aufnehmendes Denken steht dafür, aber er wird von manchen bis heute als verderblich angesehen, als konservativer Nationalist, der einem organischen Wachstum

das Wort geredet habe (vgl. Mishra 2017). Es bereitet Mühe, das an seinen Texten nachvollziehen zu wollen. Offensichtlich wirken die Konflikte nach, die schon in seiner Zeit bestanden und ausgetragen wurden. Oft genug geht es um persönlich motivierte Abwertungen von Positionen und Konflikte, die im Nachhinein vergessen worden sind, manchmal um den Preis, dass eine ganze Denkrichtung nachhaltig dem Zweifel ausgesetzt bleibt. Zwischen Herder, Goethe und Kant entstehen Konfliktlinien, die der Beobachter schwer nachvollziehen kann; man meint, es sollte um eine gemeinsame Sache gehen, doch spielten wohl – buchstäblich – Geschmack und Eitelkeiten eine Rolle (vgl. Martus 2015). Aber auch das weiß man: Selbst oder gerade in hochintellektuellen Kontexten verhalten sich die Akteure wie Idioten, um nur einen Platz zu erreichen, der der Sonne allgemeiner Anerkennung näher scheint. Für einen lauen PR-Gag riskiert man sogar Freundschaften.

Entscheidend scheint aber die Trennung der Erzählformen, die sicher mit einer Steigerung des Könnens einhergeht. Man könnte fast von einer Spezialisierung sprechen, die in den Themen und in den Darstellungsweisen sich niederschlägt. „Die Aufklärung gilt als Zeitalter von vielem: der Vernunft, der Kritik, der Öffentlichkeit. Nur sollte man nicht vergessen, dass das 18. Jahrhundert das Zeitalter des Romans war: keine andere Gattung war in diesen Jahren erfolgreicher; in keiner Gattung konnte die Aufklärung besser einen Menschen darstellen, der Fehler macht, sich deswegen entwickelt und aufgrund seiner Defizite lernt“ (Martus 2015, S. 885). Der Roman, die ästhetisch-poetische Darstellungsweise erlaubt die Darstellung und Schulung der Sensibilität, für das Ganze, aber besonders für die Individualität, für Entscheidungen, die in die Irre führen (ebd., S. 786 ff.), bestimmt durch die Verhältnisse, die unsicher waren – aber keine Einheit mehr erlaubten. Oder doch: Die Auseinandersetzungen um das zu Unterscheidende gehen mit der Suche nach Gemeinsamkeiten einher, die folgenreich bleiben; das Schöne und das ethische Gültige führt Kant auf gemeinsame Wurzeln, Schönheit, Harmonie, Ästhetik und Ethik bleiben verbunden, selbst in der Mathematik gilt ein schöner Beweis als wertvoller denn eine knappe Lösung. Im pädagogischen Denken begegnet weiterhin die Idee einer inneren Schönheit des Guten, die im Äußeren zu glänzen beginnt – umgekehrt sollte man sich vor dem vordergründigen Schein hüten. Die Psychologie der Vernunft verwandelte sich in eine einseitige Vorstellung des Bestimmten: *Certe et distincte* wurde zur Parole, mit der präzise Erkenntnis eingefordert wurde, am Ende gegenüber der Vieldeutigkeit, wie sie in den Zwischenfeldern von Poesie, Empfindlichkeit und Individualität auf der einen Seite, der Objektivität, Sicherheit und Wahrheit von Wissenschaften sich zeigte, die sich nun endgültig ausdifferenzierten; wobei Religion und Philoso-

phie als die Instanzen auf der Strecke blieben, welche die Einheit im Widerspruch erlaubten. Gleich wie wenig sie am Ende einander mochten: Schelling und Hegel versuchten noch Systeme zu entwerfen, die das Gesamt des Denkens umfassten und bedachten, bei Hegel bestimmt durch die Logik, die allem gelten sollte, ohne die jeweilige Besonderheit zu zerstören: so etwa der Ästhetik, die ihm fast ein wenig kongenial zu jener erschien, von Geist, Natur und Gesellschaft als spannungsreichem Zusammenhang ebenso abgesehen wie von dem zwischen Religion und Geschichte. Er versuchte zu zeigen, wie Notwendigkeit und Freiheit als aufeinander verwiesen zu denken waren. Das eine geht nicht ohne das andere, die Synthese mag in der Notwendigkeit der Freiheit liegen. Andere waren schon skeptischer wie etwa der von Hegel wenig gemochte Schleiermacher – wobei die Antipathie auf Gegenseitigkeit beruhte: Schleiermacher tummelte sich zwar noch, mehr oder weniger von seinem Amte gezwungen, in einer Vielzahl von Wissensfeldern, war aber skeptisch gegenüber der Möglichkeit, einen engen inneren Zusammenhang erkennen zu können. Ihm schien es wichtiger zu begreifen, wie sich das Wissen im Werden darstellte, er hob mithin auf Prozeduralität ab. Man könnte sagen: Ihm ging es darum, eine gute Geschichte darüber zu erzählen, wie ein Denken und Sprechen sich bildete und vollzog, das Eigenheiten, Differenzen zuließ. Kein System, sondern Neugier auf Vielfalt; aber darüber besteht Streit. Manche sehen Schleiermacher einfach mehr der Vergangenheit verhaftet und einem Denken, das gar nicht modern war (Arndt 2018).

Und gerade darin wieder modern hätte sein können. Denn: Offensichtlich zeichnen viele Denker der Aufklärung Tendenzen zum Rigorismus aus. Philosophie beginnt, sich auf das Gebiet der Erkenntnistheorie zurückzuziehen. Die schönen Künste werden von ihren Experten betrieben, ansonsten sorgfältig theoretisiert. So setzt nun eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Ästhetik ein, in der sich ihr Begriff sogar ändert. Von der generellen Kunst der Wahrnehmung mutiert sie zur Wahrnehmung der Kunst. Empfindsamkeit, eben als Antidot gegenüber zu viel Rationalismus und als Erweiterung entdeckt, rutscht bald in die Psychologie ab. Die Naturwissenschaften zeigen Kante, zumal sich manche als Leitdisziplinen etablieren können. So etwa die Mineralogie, die mit ihren Vorstellungen dazu beiträgt, das Leben zu modellieren. Fröbel hat sich zu seinem Sphäre-Gesetz von seinen frühen Studien in Jena und später wohl in Berlin inspirieren lassen; oder von der Optik, die ebenfalls die Sphäre entdeckt hat. Oft genug wandern Bilder von einer Disziplin in andere, wenn sie nicht Metaphern werden, mit welchen dann alles erzählt werden kann: Zu erinnern ist heute nur das System, sogar die Information, auch das digitale Denken; immer sprengen sie ihren Herkunftszusammenhang und